

## ERLESENES VON GEORG RUPPELT

## „Ich bin sexy, du bist sexy.“ Vom Image der Archivare und Bibliothekare in jüngster Vergangenheit

### Vom bibliothekarischen und archivarischen Image

› Blickt man in Untersuchungen zur Geschichte literarischer Motive oder durchforscht seine Leseerinnerungen von Bibliothekaren oder Archivaren in Romanen, so dürfte die Ernte wenig ergiebig sein. Überraschend häufig begegnet man nach wie vor in der Presse der sinn- und inhaltlosen Bezeichnung „Bücherwürmer“, wenn von Bibliothekaren die Rede ist. Bibliothekarinnen werden in Film und Literatur gern als „graue Mäuse“ gezeichnet. Als reales Bild findet sich der Spitzweg'sche „Bücherwurm“ auf der Leiter, der gern in Beziehung zu Bibliothekaren gesetzt wird. Seit dem Ende des letzten Jahrhunderts, als Bibliotheken sich umfassend der neuen Informationstechnologie zuwandten, stattete der Berufsstand das nicht eben opulente Arsenal der Berufsmetaphorik mit neuen Bildern aus. Auf Vorträgen und in Fachaufsätzen war von den Bibliothekaren als Lotsen auf dem Meer der Information zu lesen oder auch von Navigatoren in der Datenflut.

Maritime Metaphorik suggeriert endlose Weiten, Kampf gegen die Naturgewalten, Abenteuer und Suche nach neuen Ufern. Das Bild vom Lotsen enthält zudem die Konnotation von Kenntnis, Erfahrung, Vermeidung von Untiefen und sicheres In-den-Hafen-bringen. – Nun ja.

In der Fachliteratur findet seit den 1980er Jahren eine Diskussion über den Auftritt von Bibliotheken und Archiven in der Öffentlichkeit statt, denn ebenso wie den Bibliotheken ist es den Archiven klar, dass die scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten des digitalen Zeitalters auch die Möglichkeit einschließt, auf Archive und Bibliotheken in der herkömmlichen Form ganz zu verzichten.

Das Berufsbild des Archivars wurde nach Astrid M. Eckert schon im 16. Jahrhundert konfiguriert: „Für den Stuttgarter Jakob von Rammingen (1510–1582) musste der Archivwalter nicht nur ‚hochgelehrt in Recht und in rebus Politicis‘, von gestandenem Alter

(denn ‚vitz kommt vor Jaren nicht‘) und aus ehrbarem Hause sein. Er sollte zudem seinem Dienstherrn Treue und Verschwiegenheit entgegenbringen ‚biß in seinen todt‘. Damit war unmittelbar einsichtig, dass ‚daher kein vilschwetzende ... und gesellige Person zu einem Registrator nicht taugen will. Er muß sich mehr bey seiner Registratur dann bey guten gesellen und Zechbrüdern, denn bey den schönen Fräwlin, dann bey zechen, spilen, tantzen, singen und springen finden lassen, er muß der Registratur den rücken nit vil noch oft kehren oder zeigen, dann die Registratur kanns nicht leiden.‘ Und war die Registratur erst einmal unleidlich, war Unordnung nicht fern.“

Ina Kießlings Studie über „Image und Status von Bibliothekaren und Archivaren“ von 2008 bietet einen Überblick über US-amerikanische und europäische Untersuchungen zum Thema. Aus dem Kapitel „Image und Status der Archivarinnen und Archivare“ seien im Folgenden nur wenige, aber aufschlussreiche Statements aufgeführt.

„Das eigentliche Problem ist, dass [...] Leute nicht ahnen, was ein Archivar wirklich tut und vor allem, wie er ihnen denn nun nützen könnte.“

Der europäische Archivar ist nach Kießling „gutherzig, introvertiert, vertieft in seine Arbeit und hilflos in seiner Beziehung zur Außenwelt, insbesondere in seiner Beziehung zu seinen weiblichen Mitmenschen“.

„Eines der am häufigsten genutzten Images ist der Brille-tragende Archivar [...] Dadurch wird suggeriert, dass der Archivar einerseits altmodisch ist [keine Kontaktlinsen], andererseits drückt es Intelligenz aus.“

„Archivare werden in der Regel als sanfte, milde und ruhige Personen porträtiert, die von allen ignoriert und unterschätzt werden. Aber trotzdem sind sie zufrieden mit ihrer Arbeit. Es reicht ihnen zu wissen, dass ihr Mühen eines Tages nützlich sein könnte, auf Ruhm zu Lebzeiten sind sie nicht aus.“

Weiterhin wird der Archivar als Historiker und als Bewahrer und Hüter von Tradition und Geschichte ge-

sehen, Neues und Modernes passen nicht in dieses Image.“

2003 schrieb Henning Wrage in der Wochen-Zeitung „Freitag“: „Die Leidenschaft vieler Archivare für ihren Beruf [...] besteht darin, aus einem losen Haufen Papier einen Kosmos der Ordnung zu formen. Wie bei der Beschäftigung mit einem Zauberwürfel wird aus einem bunten Durcheinander im sachgemäßen Prozess von Restauration, Ordnen, Titelaufnahme und weitergehender Erschließung ein symmetrisches Nebeneinander geordneter Flächen, das sich von der Einzelakte bis zum Find-Findbuch erstreckt. Eine Mischung aus Puzzle- und Detektivspiel, für die man auch noch bezahlt wird. Wäre das Ganze nicht ziemlich einsam – eigentlich ein Traumberuf für alle, die gern mit Legosteinen gespielt haben. Besucher sind vor diesem Hintergrund erst einmal unerwünscht, weil in der Benutzung stets die Gefahr der Wiederkehr des Chaotischen liegt.“

Diese Zitate könnten genügen, um das (Vor-?)Urteil zu fällen, dass das Image der Archivare negativ ist oder war. – Tatsächlich? Der Glossist hat sich zur Verifizierung dieser Aussage in gut 20 Romanen umgesehen. In zwei deutschsprachigen Romanen spielen Archive bzw. Bibliothekare gleichsam eine Hauptrolle. Es sind dies „Die Stadt hinter dem Strom“ von Hermann Kasack (1949) und „Ein weites Feld“ von Günter Grass (1995).

### „Wir vom Archiv“

Der insgesamt 784 Seiten umfassende Roman von Günter Grass dürfte mit einiger Sicherheit das deutschsprachige Produkt der Belletristik sein, in dem das Wort „Archiv“ am häufigsten vorkommt. Der Glossist hat in dem Roman 75 Mal das Wort „Archiv“ gelesen. Aber er ist sich sicher, dass er es an vielen weiteren Stellen überlesen hat, weil ihn gelegentlich die Konzentration bei dem (gescheiterten) Versuch verließ, den Roman einigermaßen zu verstehen.

Indirekt allerdings kommt das Archiv auf jeder Seite vor, denn der Ich-Erzähler ist ein Archivar, der seinen Namen nicht preisgibt. Er berichtet über Begebenheiten aus der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, vor allem aus dem Umfeld der Ereignisse von 1870/71 und 1989/90, und er gibt Gespräche wörtlich wieder, ohne sie jemals zu kommentieren. Der namenlose Archivar hat Archiv-Kollegen und einen Archiv-Vorgesetzten; schon der erste Satz des Romans beginnt mit dem später vielfach wiederholten „Wir vom Archiv“. Die Archivare arbeiten in einem Archivgebäude in Potsdam, doch sie arbeiten auch im Außendienst, und das ziemlich häufig. Sie sammeln

Papierenes und Gehörtes außerhalb wie innerhalb des Archivgebäudes.

Hauptprotagonist des Romans ist der Aktenbote Theo Wuttke, genannt Fonty, der sich als Wiedergänger Theodor Fontanes empfindet und sehr viel redet.

Diese Konstellation legt natürlich nahe, dass mit dem Archiv im Roman das 1935 gegründete Potsdamer Theodor-Fontane-Archiv gemeint sein könnte, obwohl der Name an keiner Stelle genannt wird. Der Historiker und Medienwissenschaftler Wolfgang Ernst hat 2001 diesen Zusammenhang bestätigt: „Die Leiterin, Hanna Delf von Wolzogen vom Theodor-Fontane-Archiv Potsdam, beantwortete am 23. Februar 2001 meine Anfrage dahingehend, dass ihr Haus tatsächlich das ‚Wir vom Archiv‘ ist. Als das Buch erschien, konnten sich die Mitarbeiter nicht erklären, woher Grass Details wusste, die wirklich nur Insidern bekannt sein konnten, bis sie herausfanden, dass er einen Undercovermann eingeschleust hatte, der – als Forscher getarnt – das Leben im Archiv beobachtet hat.“

Wolfgang Ernst führt weiter aus, dass das Archiv bei Grass seine Benutzer überwacht, ihnen auflauert, ja sie bespitzelt – was ganz untypisch für die Arbeit eines Archivs sei. Dem Archiv werde hier „eine mit der DDR-Staatssicherheit assoziierte panoptische Paranoia auf den Gedächtnisort übertragen – eine Verschiebung auf die Institution des Archivs, unter Ausnutzung des diskursiven Stellenwerts des Begriffs ‚Archiv‘ in der Öffentlichkeit, der immer noch mit Geheimnis und (Staats-) Macht assoziiert wird.“

Allerdings ist das Archiv im Roman von Grass im Vergleich mit der ehemals realen Stasi dann doch eher eine betuliche, ernsthaft sammelnde Einrichtung. Die Archivare nennen sich „Fußnotensklaven“, und der anonyme Berichterstatter schreibt über die Arbeitsweise des Archivs: „Wir vom Archiv sind es gewohnt, bereits Gesichtetes nochmals zu überprüfen, feststehende Beurteilungen in Zweifel zu ziehen und jedes Quellwasser auf unsere Papiermühle zu leiten, gleich, ob es sprudelt oder nach kurzem Erguß zum Rinnsal wird. Von Berufs wegen sind wir neugierig. Zeitzeugen wollen gehört und unmittelbar am Geschehen beteiligte Personen müssen, so subjektiv fragwürdig ihr Urteil ausfällt, befragt werden, auch Familienmitglieder, die sich gern in betretenes Schweigen retten.“ Damit ist „das Archiv“ bei Günter Grass natürlich weit entfernt von der Kontrolle der Vergangenheit in George Orwells totalitärem Überwachungsstaat in „1984“. In diesem großartigen Roman der Weltliteratur sinniert der angestellte Geschichtsverfälscher Winston Smith, der in allen Archiven des Landes die jeweils neuesten Vorgaben des Staates im Hinblick

auf historische Ereignisse umzusetzen hat: „Alles löste sich in Nebel auf. Die Vergangenheit war ausraidiert, und dann war sogar die Tatsache des Radierens vergessen, die Lüge war zur Wahrheit geworden.“

### Die Stadt hinter dem Strom

Der während und nach dem Zweiten Weltkrieg von Hermann Kasack geschriebene Roman „Die Stadt hinter dem Strom“ war lange Zeit sehr erfolgreich. Protagonist des Romans ist der Orientalist Dr. Robert Lindhoff, der in eine nicht näher benannte Stadt reist, um dort die verantwortungsvolle Position eines Archivars anzutreten, der zugleich Bibliothekar und Chronist ist, doch seine Aufgaben bleiben rätselhaft. Er begegnet Menschen, die er für tot hielt, und schließlich erkennt er, dass er Archivar in einer Stadt der Toten ist. Am Ende des Romans reist er erneut in die Stadt – diesmal selbst als Toter.

Das Archiv, das auch Bibliothek ist, wird als eine Art kollektives Gedächtnis geschildert. Es ist eine Einrichtung, die über die Gültigkeit jeder schöpferischen Leistung entscheidet: „Wenn ich recht begreife“, sagte Robert, „so ist hier eine Sammlung von allem Wesentlichen entstanden, das von Menschen je gedacht und in ihren Sprachen niedergeschrieben ist, also die Summe aller echten Überlieferung. Eine Fund- und Fallgrube des Geistes!“

Daraufhin definiert ein Gehilfe Archiv und Bibliothek in der Totenstadt gegenüber dem neuen Direktor als letzte Instanz für alles Menschliche: „Alles Geschriebene [...] hat Anspruch auf Dauer. Es fixiert den Augenblick. Jedoch darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß oft Wille, Ehrgeiz, Geltungsbedürfnis die Triebfedern für den Schreibenden sind, oft ein unklares Anempfinden an das Rauschhafte des Lebens, ein Bekenntnisdrang, ein Affekt oder eine Ansammlung des Wissens. Das Private, das Subjektive hat nirgends eine Unsterblichkeit oder nur eine kurz bemessene. Lediglich wenn die Stimmen der Mächte sich eines Menschen bedienen, werden seine Worte schöpferische Kraft entfalten. Nur das Anonyme hat eine Art von Unsterblichkeit. Ob indessen der Mensch ein Werkzeug der guten oder der bösen Mächte ist, ein Gefäß des Göttlichen oder des Dämonischen, das entzieht sich der Erkenntnis der Irdischen. Die Mitwelt, mein Herr Doktor, befindet sich darüber gern im Irrtum, und die Nachwelt ist auch nicht immer auf rechte Weise beraten. Aber gleichviel – für das, was gültig ist, und über welche Spannen hin die Gültigkeit sich erstreckt, gibt es eine Instanz. Eine einzige verantwortliche Instanz, in deren Mitte Sie eben eintragen: das Archiv.“

### Emotionen

Während den 1949 erschienenen Roman von Kasack eine expressiv düstere, morbide Grundstimmung auszeichnet, ist „Schloß Ortenau“ von Otto Flake, erschienen 1955, ein heiterer, unterhaltsamer Roman mit durchaus erotischen Elementen, der in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg spielt. Der habilitierte Archivrat Sparre, der im Krieg Frau und den einzigen Sohn verloren hat, zieht nach seiner Pensionierung auf Einladung des Hausherrn in das Wasserschloß Ortenau inmitten von Weinbergen. Der Ich-Erzähler Sparre: „Nach Staub und Moder roch es im Archiv und in der Staatsbibliothek, meinen Aufenthaltsorten. Ich sehnte mich nach frischer Luft, nach Wäldern und nach Blumen. Das alles gab es auf Schloß Ortenau, gelegen im Goldenen Land.“

Auf dem Schloss soll er das adlige Archiv und die Bibliothek betreuen und die kleine Gemeinde der hier versammelten Flüchtlinge aus vielen Bevölkerungsschichten mit seinem Esprit ermuntern, was ihm auch gut gelingt. Bei der rund 30 Jahre jüngeren Tochter des Hauses gelingt ihm dies sogar so gut, dass beide nach einer Weile eine glückliche Ehe führen können. Nach dem überraschenden Tod seiner jungen Frau geht der nun 70-Jährige eine neue Liaison mit einer wiederum sehr viel jüngeren Frau ein.

Die zwölf Jahre von 1933 bis 1945 berührt der Roman von Otto Flake nur am Rande.

In dem Roman „Das Eigentliche“ von Iris Hanika stehen die Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die heutige Zeit im Mittelpunkt des Geschehens. Hans Frambach leidet an den Verbrechen der Nazizeit und ist aus diesem Grunde Archivar am „Institut für Vergangenheitsbewirtschaftung“ geworden – eine absurde, ironisch-provozierende Erfindung der Autorin. Das Institut wurde geschaffen, um die Gedenkkultur zu professionalisieren. Hans' (geschwisterliche) Freundin Graziella leidet ebenfalls an den Verbrechen der Nazizeit und sucht ihrerseits einen Ausweg aus diesem Leid in einer heftigen Beziehung zu einem verheirateten Mann.

Das Archiv sei auf dem neuesten Stand, wie sein von Frambach wenig geschätzter Chef Marschner häufig betont und sich selbst ausgiebig dafür lobt, „daß er das Archiv zur aktuellen technischen Vollkommenheit (*state of the art*) hingeführt hatte, daß es ohne ihn noch immer mit Karteikarten allein erschlossen wäre (*händisches System*), während jetzt jeder der unzähligen Vergangenheitsbewirtschaftler völlig problemlos und in aller kürzester Zeit Zugriff auf noch die entlegenste Archivalie erhalte, weil es nunmehr nämlich gar keine entlegenen Archivalien mehr gebe,

da er, Marschner, durch unausgesetztes und erfolgreiches Einwerben von Geldern (*fund-raising*) nicht nur staatlicher, sondern in fast noch größerem Maße privater Institutionen (*public-private partnership*) die Mittel dafür beschafft hatte, daß dieses Archiv über das mit Abstand modernste Rechenzentrum (*central computer facilities*) aller deutschen Archive verfügte (*state of the art*)“.

Hans Frambach ist von einem derartigen Selbstbewusstsein weit entfernt:

„Er sah an sich hinunter und sah eine graue Maus. Graue Archivmaus, dachte er. Eigentlich war er für die Jahreszeit zu warm angezogen. Hauptsache grau, dachte er, Hauptsache Maus.“

Im Mittelpunkt von Jochen Schimmangs Roman „Carmen“ von 1992 steht die Liebesbeziehung eines Archivars des höheren Dienstes namens Simon Simon zu einer sehr viel jüngeren Spanierin. Simon hat Geschichte studiert und eine Dissertation über ein mittelalterliches Kloster geschrieben. Als sich seine Hoffnung auf eine akademische Karriere nicht erfüllt, verlässt er „die hellen und blühenden Wege Dahlems und tauchte ein ins Dämmerlicht rheinischer Archive“. Der Archivreferendar wird in Marburg ausgebildet und anschließend Archivar in Koblenz (offenbar am Landeshauptarchiv), „immerhin mit A 14!“, und er wird von seinen Kollegen geschätzt.

Bei einem Friseurbesuch verliebt sich der 40-Jährige in Carmen, eine noch nicht zwanzigjährige Spanierin aus Sevilla. Carmen mustert ihn: „Und er sah hübsch aus, das mußte sie zugeben: einen Archivar hatte sie sich immer ganz anders vorgestellt. Ach was, sie hatte sich Archivare überhaupt nicht vorgestellt!“

Die Affäre endet, als sicher ist, dass Carmen einen jungen Studenten heiraten wird. Simon Simon begegnet ihr auf einem Schulhof, und sie begrüßt den ehemaligen Liebhaber: „Sie! [...] Sie Archivoberrat!“ Bei der sich anschließenden Auseinandersetzung versucht Simon, Carmen zu erwürgen, aber sie entkommt. „Nicht einmal richtig zudrücken kann ich, dachte er, nicht einmal das.“

### Kriminalromane

Erfolgreich mordet hingegen Konrad Johanser, Archivar des „Instituts für Deutsche Romantik in Berlin“, in Helmut Kraussers 524-seitigem Roman „Thanatos“ von 1996. Johanser hat Probleme mit seiner Ehefrau und seiner Geliebten, das Archiv jedoch erzeugt „schlaraffische Gefühle“ in ihm. Er entwickelt sich zum Handschriftenexperten und genialem Kalligraphen, der bald in der Lage ist, die Handschrift hun-

derter Dichter, deren Manuskripte das Archiv aufbewahrt, täuschend ähnlich nachzuahmen.

Mit dieser Fähigkeit produziert er angebliche Manuskripte berühmter Dichter und rettet damit das Archiv, das finanzielle Schwierigkeit hat, vor der Auflösung. Dennoch wird er entlassen, und er zieht zu Verwandten auf die Schwäbische Alb, wo ihn eine nicht gelingende Liebesbeziehung zusätzlich frustriert. Als seine Fälschungen entdeckt werden, muss er sich auf der Alb verstecken. Bei einer Auseinandersetzung mit seinem 16-jährigen Cousin, ermordet er diesen und versteckt die Leiche, die nie gefunden wird, weil sie nicht gesucht wird. Johanser nämlich fälscht Briefe an dessen Eltern, die so glauben, dass ihr Sohn lebt und unterwegs ist.

Ein Mörder ist auch der Stadtarchivar von Kempen in der „Krimistunde Band 1: Der Archivar“ von Carol Grayson aus dem Jahr 2014. Er wird nur mit Namen vorgestellt, ansonsten ist er „der Archivar“, was als Charakterisierung offenbar zu genügen scheint: „So eine aparte Frau und dieser dröge Archivar, wer hätte das gedacht!“

Und damit sind wir beim Kriminalroman angekommen.

In dem Regionalkrimi „Die kleine Madonna“ von Petra Oelker wird der Archivar eines der Klöster in der Lüneburger Heide ermordet, und – so der Text auf dem Rückenumschlag – „Äbtissin Felicitas Stern ermittelt wieder“. Die Autorin hat sich bei Fachleuten eingehend informiert und kann ihrer Leserschaft so Inhalt, Anlage und Bedeutung des Klosterarchivs detailliert vermitteln. Dies geschieht in einem neunseitigen Gespräch der Priorin des Klosters mit einer jungen Praktikantin, der sie das Archiv zeigt und erläutert.

Die Praktikantin: „Ich war noch nie in einem echten Archiv. Ist so was nicht geheim?“ Die Priorin: „Absolut nicht. Früher vielleicht, weil darin auch alle wichtigen Verträge, Briefwechsel und solche Dinge aufbewahrt wurden. Viele der Verträge bewiesen und sicherten den Besitz des Klosters und damit den Lebensunterhalt der Konventualinnen, deshalb waren sie außerordentlich wertvoll. Das sind sie immer noch, nur aus anderem Grund. Natürlich lassen wir nicht jeden rein, aber es kommen oft Wissenschaftler oder andere Leute, die sich für die Geschichte der Klöster oder für Möldenburgs Vergangenheit interessieren. Da ist unser Archiv eine echte Fundgrube.“

In einem anderen Regionalkrimi werden ein Archivar und seine studentische Praktikantin selber zu Ermittlern – beneidenswerterweise auf Amrum und Sylt. Der Archivar des Sozialhistorischen Instituts der Universität Hamburg Steffen Stephan und seine Prakti-

kantin Lilianne Feldmann erforschen in den 1960er Jahren den Friedhof der Namenlosen auf Amrum und entdecken dabei einige Ungereimtheiten, die sie auf den Inseln und dem Festland in Ämtern, Archiven und durch Gespräche mit den Insulanern aufklären wollen. Der weitere Inhalt ist hier ohne Belang. Hier nur einige aufschlussreiche Zitate:

„Tatsächlich: Sein Tagebuch fehlte! Verwundert schüttelte er den Kopf. Wen interessierte das Tagebuch eines langweiligen spröden Archivars? Es stand nicht viel drin, auf keinen Fall etwas Weltbewegende, Verbotenes, Gesetzwidriges, Unmoralisches oder Schlüpfriges. [...] Sollte er zur Polizei gehen? Doch was hatte er vorzubringen? Ein paar handschriftliche Blätter auf Amrum und ein paar dürrtige Tagebucheinträge in Hamburg, mehr war nicht geklaut worden. Die Polizei würde sich totlachen über diesen Spaßvogel. Ein bisschen verrückt würden die denken, ist ja auch kein Wunder, bei dem Beruf.“

Archivar und Praktikantin recherchieren in einem Archiv: „Die Tresenhüterin stand auf, nahm braune, mit einer Kordel verschnürte Archivalien vom Wagen und schob sie über den Tresen. Danach klatschte sie zwei eng beschriebene Blätter auf den Stapel. ‚Dies ist die Archivordnung. Lesen Sie die Anweisung durch und bestätigen Sie durch Unterschrift, dass Sie sich an die Regeln halten werden. Und beachten Sie das Redeverbot im Lesesaal.‘ [...] Steffen fühlte etwas in sich aufsteigen, was wohl der Ausdruck von Zufriedenheit, vielleicht sogar von Glück sein mochte. Mit einem Lächeln im Gesicht atmete er tief ein. Da war sie wieder, diese trockene, gleichmäßig temperierte und immer etwas staubig riechende Luft, Archivluft eben. Gleichzeitig flog ihn die besondere Stimmung von Lesesälen an, die immer voll emsiger Geräuschlosigkeit war, bei der man das Knacken der Gehirnwindungen der Lesenden zu hören glaubte. Er liebte diese Lautlosigkeit, die nur durch den ohrenbetäubenden Lärm einer umgeblätterten Seite alten Papiers unterbrochen wurde, was sich meist anhörte, als würde ein vertrocknetes Blatt zerbröseln. Nicht nur die vollständige Abwesenheit von Natur macht diese Orte für ihn so unwirklich, auch die Zeit schien stillzustehen. In Archiven gab es keine Hektik, man bewegte sich angesichts der alten Handschriften mit angemessener Zurückhaltung, und da nichts ablenkte, war Steffen jedes Mal erschrocken wenn die Schließzeit angekündigt wurde.“

### Bestandsvernichtung

Kees van Beijnum hat in seinem Roman „Die Archivarin“ von 1998 mit der „Schwarzen Witwe“ eine real existierende Person in den Mittelpunkt gestellt, die im

Erscheinungsjahr des Buches noch lebte, Florentine Rost von Tonningen (1914–2007), niederländische Kollaborateurin und nach dem Krieg Aktivistin und Leitfigur der Rechtsradikalen Europas.

Die junge Studentin Stella wird Hilfsarchivarin in der Villa der „Schwarzen Witwe“, deren Name im Roman nicht genannt wird – ein Hinweis auf den Ehemann Florentine Rost von Tonningens, einen der einflussreichsten Mitglieder der Nationaal-Socialistische Beweging (NSB) – und findet zunehmend Gefallen an ihrer Tätigkeit. Daran ändern auch lange Gespräche mit ihrer hochintelligenten Arbeitgeberin nichts, die aus ihrer nationalsozialistischen Gesinnung keinen Hehl macht. Sie glaubt, die Ermordung ihres Ehemannes nach dem Krieg durch staatliche niederländische Organe beweisen zu können. Die Archivarbeit hat Stella trotz der in der Öffentlichkeit heftig kritisierten Auftraggeberin gefangen genommen; ihr Freund stellt fest: „Dies ist ein schwerer Fall von Archivaritis.“

Am Ende des Romans lässt die „Schwarze Witwe“ ihr Archiv durch Stellas Freund vernichten. Stella: „Die Hitze des Feuers glühte auf meinem Gesicht. Tränen schossen mir in die Augen. Die Witwe ergriff meine Hand und zog mich ein paar Schritte zurück. Der Rauch stieg in der milden Luft dieses warmen Septemberabends auf. Ich fühlte mich wie ein Verräter an Hunderten, Tausenden Dokumenten, die monatelang durch meine Hände gegangen waren, all das Papier, das immer auf mich gewartet hatte, mich verstanden hatte, Besitz von mir ergriffen, mir zugeflüstert hatte, leise, beruhigend, mein Archiv, meine Stütze. Da ging es dahin. Ich haßte das Feuer.“

Nach Auskunft von Wikipedia soll das reale Archiv der Florentine Rost van Tonningen in Privatbesitz noch existieren.

Vom tödlichen Schatten des Nationalsozialismus vergiftet ist auch der Inhalt des Romans „Der Archivar“ von Martha Cooley aus dem Jahr 1998. Seine beiden Protagonisten leiden unter Auschwitz – ein Name, der im Roman nicht genannt wird. Der Archivar Matthias Lane versteht es nicht, seiner jüdischen Frau Judith zu helfen, die an den Berichten aus Europa verzweifelt und nach langen Jahren in der Psychiatrie Selbstmord beging. Die T.-S.-Eliot-Forscherin Roberta Spire, die den Archivar Lane aufsucht, hat erst sehr spät davon erfahren, dass ihre Eltern Juden waren, die aus Europa in die USA ausgewandert sind und hier eine neue Identität und den protestantischen Glauben angenommen haben. Nun will sie Einsicht nehmen in den Briefwechsel des Nobelpreisträgers und Konvertiten T. S. Eliot mit seiner Geliebten Emily Hale.

Dieser Briefwechsel aber unterliegt der Aufsicht Ma-

thias Lanes, dem gut 60 Jahre alten Archivar einer angesehenen Universitätsbibliothek im Osten der USA. Emily Hale hat bei der persönlichen Übergabe des umfangreichen Briefwechsels verfügt, dass er erst 2020 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden darf. Zu dem Hale'schen Vorlass gehört auch ein Brief Eliots, in dem er seine Geliebte beschwört, den Briefwechsel zu vernichten.

Am Schluss des Romans packt Lane die Sammlung Hale – bis auf die Gedichte – in zwei große Plastiksäcke und verbrennt sie am Rande der Stadt in Mülltonnen.

### Ausblick?

Für die hier vorgestellte Literatur stimmt die Rede von der Geringschätzung des archivarischen und bibliothekarischen Berufsstandes nur gelegentlich, dagegen ist die Wertschätzung ihrer Arbeit durch die handelnden Romanfiguren oft hoch. Von einem durchgängigen Negativ-Image der Bibliothekare und Archivare kann auf der Grundlage der hier vorgestellten Romane keine Rede sein.

Doch das war gestern!

Zumindest für den bibliothekarischen Berufsstand scheint sich da einiges geändert zu haben. Hannah

Bethke schreibt in der FAZ vom 16. September 2018 anlässlich der Tagung „Next Library Conference“ in Berlin über die Zukunft der Bibliotheken:

„Das Klischee der öffentlichen Bibliotheken ist in Deutschland miserabel: beige gekleidete Angestellte in hässlichen Gebäuden, die in muffigen Räumen abgegriffene Bücher bewachen, für die sich in Zeiten blitzblanker Smartphones und hochpolierter Tablets sowieso kein Mensch interessiert.“

Und: „Geradezu dankbar nehmen die anwesenden Bibliothekare das anschließende Motivationstraining des Coaches Andreas Müller an.

„Ich bin sexy“, „du bist sexy“, wiederholen sie in Sprechchören, was der Coach ihnen vorsagt, beteiligen sich eifrig an Klatschspielen, formen in Zweiergruppen mit ihren Körpern Buchstaben und setzen den gesamten Kirchenraum in Bewegung wie auf einem Kindergeburtstag. Sieht so die Zukunft der Bibliotheken aus?“ **I**



### Dr. Georg Ruppelt

war bis Oktober 2015 Direktor der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek [www.georgruppelt.de](http://www.georgruppelt.de)

## Dietmar Dreier International Library Suppliers

Seit 1981 für europäische Bibliotheken erfolgreich tätig.



Dietmar Dreier

**Mit dreierASPECTUS stellen wir unseren Bibliothekskunden alle relevanten Informationen für eine Kaufentscheidung auf einen Blick zur Verfügung:**

- Abbildung aller verfügbaren Kaufoptionen auf einen Blick: Pick & Choose über den Verlag oder ProQuest Ebook Central™, gebunden, kartoniert, etc.
- Angabe der Campuspreise für Bibliotheken
- Darstellung sämtlicher Mindestbedingungen für einen Pick&Choose-Kauf
- Kennzeichnung der Knowledge Unlatched Open Access-Titel
- Angabe der E-Book-Paketzugehörigkeit bei Einzeltiteln
- Hinweis auf gültige Sondernachlässe bei Print-Monografien
- Bereitstellung von MARC-Daten für Einzeltitel oder Titellisten

Wir wünschen allen Kunden ein schönes Weihnachtsfest und einen guten Rutsch ins neue Jahr!